
Tirols Landeshauptstadt hatte sich im Laufe der Jahrhunderte wie eine farbenprächtige, aber auch altbackene Collage aus Häusern und Menschen entfaltet, die sich mit dem Stolz einer selbsternannten „Weltstadt“ auszubreiten versuchte, von der allerdings kaum jemand Notiz nahm. Wie ein buntscheckiges Häusermoos hatte die Stadt sich am Fuße der Nordkette ihren Platz erobert. Ihren Platz in Europa, ihren Platz in Österreich, ihren Platz in Tirol, ihren Platz in der Geschichte. Eine Stadt als Naturereignis und historisches Kunstwerk gleichermaßen. Was Innsbruck aber derart lauthals kundtut, dass es Schritt für Schritt mit überbetonter Selbstgefälligkeit seine Glaubwürdigkeit verliert.

Internationaler Sport etwa blies vor allem im zwanzigsten Jahrhundert alle paar Jahre das Flair einer modernen Mächtigen-Metropole durch die Stadt. Nach wenigen zumeist kostspieligen Wochen verwehte auch dieser Duft des weltstädtischen Spektakels beinahe so schnell wie das Erinnern an historische Ereignisse: als Innsbruck etwa als Gauhauptstadt Übergangslager Richtung Auschwitz betrieb und sich so am industrialisierten Massenmord beteiligte. Als Innsbruck im Zuge der Reichskristallnacht zu einer der blutigsten Städte im gesamten Deutschen Reich wurde. Innsbruck liebte seine Berge, seine Hotels, seine Touristen, sein Goldenes Dachl und die Flexibilität seiner Geschichte.

Ein junges Leben in einer solchen Stadt war allenfalls ein Farbkleck. Ein Tropfen, dem keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Es zählte einzig der Gesamteindruck. Theo Lauter war in diesem Gemälde ein grauer Farbtupfer. Irgendwo am Rand. Ein übersehbarer Punkt.

Das Individuum und das Kollektiv führten zwischen den Bergen Tirols eine durch und durch unglückliche Ehe. Was wohl daran lag, dass viele andere Ehen ebenfalls nicht unbedingt vom großen Glück erzählt, womit sich aber beide arrangierten. Sowohl das Individuum als auch das Kollektiv. Wichtig waren Pflichtversessenheit und Tradition. Vor allem Tradition. Egal, wie es einem dabei ging. Den Pinsel für das Kunstwerk hielt das Schicksal in der Hand.

Theos Eltern waren kurz nach seiner Geburt mit ihm auf dem Arm und mit der zweijährigen Klaudia an der Hand von Trins nach Innsbruck gezogen. Dieser Umzug von einem kleinen Dorf in die große Landeshauptstadt war in den 1970er Jahren etwas Bemerkenswertes gewesen. Quasi ein Befreiungsschlag. Beide Eltern hatten ihre bisherigen Leben in Dörfern verbracht. Beschauliche Gemeinden am Fuße grauer Berge, wo das Leben selbst sich im Zaum zu halten versuchte, weil es gläubig glaubte, kein Recht auf Leben zu haben. Wo das Glück darin bestand, sich beständig infrage zu stellen. Vor den Augen der anderen Dorfbewohner, vor den eigenen Schuldgefühlen, vor dem Dorfpfarrer, vor dem lieben Gott.

Anton Lauter, von allen immer nur Toni genannt, hatte die ersten dreißig Jahre seines Lebens im hinteren Gschnitztal verbracht, als jüngster Spross eines Bauernpatriarchen, der vornehmlich damit beschäftigt gewesen war, seine fünf Kinder gegeneinander

auszuspielen und durch seine ruppige Art seine kleinen Enkelkinder zu erschrecken. Einfach nur, weil es ihm gefiel, wenn Kinder sich vor ihm fürchteten.

Theos Großvater, der alte Jodokus, war ein verbissener kleiner Mann gewesen, der ständig brüllend durch sein Bauernhaus gestapft war. Der seiner Verbitterung über sein ganzes Leben Ausdruck verliehen hatte, indem er eine Frau geheiratet hatte, die er nicht liebte. Indem er fünf Kinder gezeugt hatte, die er nicht liebte. Indem er Enkelkinder in Angst und Schrecken versetzt hatte, die er nicht liebte. 1989 war er im sechsundachtzigsten Lebensjahr endlich von seinem Leben erlöst worden. Die Berliner Mauer war gefallen, der Kalte Krieg schien zu Ende zu gehen und dem alten Jodokus ging endlich das Licht aus. Sein Enkel Theo hatte ihn noch lange in klarer und vor allen Dingen in lauter Erinnerung. Vielleicht lag hier auch die Wurzel seines Familiennamens, hatte sich der Knabe schon früh zu fragen begonnen. In den Wutanfällen seines Großvaters.

Jodokus war natürlich bis ans Ende seiner Tage verheiratet gewesen. Seine devote Ehefrau Anna hatte ihr Unglück an der Seite dieses Mannes so tief internalisiert, dass sie bei aller Erleichterung über seinen Tod auch im hohen Witwenalter nicht mehr dazu in der Lage war zu lächeln. In den Augen ihres Enkels Theo war sie vor allem für ihren silbergrauen Zopf berühmt, den sie in einem überdimensionalen Dutt auf ihrem kleinen Kopf zusammensteckte, während sie zumeist schüchtern in einer Ecke stand und mit einer Hand die andere Hand vor ihrem Bauch hielt, als ob sie jeden Moment beten wollte. Immer und überall. Auch wenn ihre Kinder samt deren Familien zu Pflichtbesuchen kamen, um ihrer bäuerlichen Herkunft die Ehre zu erweisen.

Weil sich das so gehörte.

Fast alle Kinder von Jodokus und Anna wollten mit dem Hof nichts mehr zu tun haben. Toni landete mit seiner Familie erleichtert in Innsbruck. Wie auch seine ältere Schwester Walpurga mit ihrer Familie. Bartholomäus, Walpurgas Zwillingbruder, war schon in den 1960er Jahren nach Wien geflohen und hatte sich zeit seines Lebens darum bemüht, seine Tiroler Herkunft zu verdrängen. Nur Tonis älteste Brüder Franz und Alois hatten sich nach dem Begräbnis des alten Vaters um den Hof gestritten. Zu guter Letzt sollte der ausgemergelte Alois, der dürre Sohn ohne eigene Familie, einer, „der keine abgekriegt hat“, den Hof übernehmen. Seine Mutter, die immer eine Vorliebe für ihren „armen Alois“ hatte, behielt das Wohnrecht bis an ihr Lebensende. Der fette Franz, der mit seiner ebenso kugelrunden kleinen Frau Erna kinderlos ein Häuschen am anderen Ende des Dorfes bewohnte, sollte seit damals nie wieder ein Wort mit Alois wechseln. Mit seiner Mutter sprach er nur noch, wenn er sie zufällig im Dorf traf.

Toni, der jüngste Sprössling von Anna und Jodokus, der beim Begräbnis seines Vaters eine Rede gehalten hatte, die verlogener nicht hätte sein können, war froh gewesen, als er nach einigen Jahren Mitarbeit in einer Pension in seinem Heimatdorf die Möglichkeit hatte, in einem Hotel in Innsbruck anzufangen. Zu Beginn pendelte er zwischen seinem missliebigen Heimatdorf und der großen Landeshauptstadt. Zumal er mit seiner Freundin zusammensein wollte, die extra für ihn aus Mieders im Stubaital in das noch verstecktere Kaff Trins im Gschnitztal gezogen war.

Toni liebte seine Antonia. Toni und Toni waren von Anfang an ein glückliches Pärchen gewesen. Zumindest im Vergleich zu den meisten anderen Paaren, die sie kannten. Egal, was sein alter Vater von dieser Verbindung hielt. Jede Beziehung jedes seiner Kinder war für ihn letzten Endes niemals gut genug gewesen. Eigentlich war alles, worüber er sprach, immer willkommener Anlass zum Schimpfen gewesen. Jodokus hatte an allen Schwiegerkindern etwas auszusetzen und er hatte dies auch alle Schwiegerkinder immer spüren lassen.

Antonia war eine resche junge Frau aus dem Stubaital, die als Zimmermädchen in einer Trinser Pension angeheuert hatte, wo sie ihren Toni kennengelernt hatte, der sowohl als Koch als auch als Hausmeister arbeitete und für so gut wie alles zuständig war: Küche, Organisieren, Reparieren und vieles mehr. Antonia ließ sich vom grimmigen Vater ihres Liebsten nicht einschüchtern. Sie arbeitete tüchtig und hielt auch zu ihrem Toni, als dessen Vater bei ihrer Vorstellung zur ersten Begrüßung nichts anderes gemurrt hatte als: „Was willst du denn mit so einer?“

Antonia hatte sich nicht aus dem Konzept bringen lassen und nur milde gelächelt. Ein trauriger alter Bauernschädel war für sie schon lange keine Quelle der Furcht mehr, weil sie inzwischen überzeugt davon war, dass eigentlich alle Männer dieser Generation in jedem Tiroler Dorf nichts anderes als alte Jammerlappen waren.

Das liebte Toni ganz besonders an ihr.

Antonia nahm die Dinge zumeist so gelassen wie möglich. Sie war auch eine der Ersten in ihrem ganzen Umfeld gewesen, die es gewagt hatte, ihre ohnehin schon auffallende Kurzhaarfrisur auch noch blond zu färben. Das war damals etwas ziemlich Ungehöriges gewesen.

Antonia und ihr Bruder Walter waren für ihre Mutter Maria immer schon ihr Ein und Alles gewesen. Maria stammte aus der Larl-Familie aus Fulpmes, die zwar in ärmlichen Verhältnissen lebte, aber über den großen Ruhm mehrerer Generationen von Schmieden verfügte. Eine kollektive Identität, die bis zu Hufschmieden im achtzehnten Jahrhundert zurückverfolgt werden konnte. Weshalb der Name Larl auch immer mehr in den Hintergrund trat, denn die Hausnamen der Familien im Dorf wurzelten oft in den beruflichen Hintergründen der Hausbewohner. Die Messners, die Holzers, die Müllers, die Schusters, die Schmieders und viele andere hießen offiziell fast immer anders.

Die Frauen der Familien hatten mit solchen beruflichen Erfolgen zumeist nichts zu tun. Das galt auch für Maria. Ihre Rolle als Mutter war die einzige wirkliche Erfüllung in Marias Leben gewesen. Eigentlich bis zum heutigen Tag. Denn was außer Kindern machte Sinn in einer Welt, die so war, wie sie war? Das sollte sie sich in ihrem Leben noch oft fragen.

Maria hatte als junge Frau im Krieg einen Bombenangriff auf eine Straßenbahn in Innsbruck überlebt. In der Stadt hatte sie im Krankenhaus als Hilfsschwester mitgearbeitet. Was natürlich nicht bedeutete, dass sie dafür bezahlt worden wäre. Frauen und Arbeit waren quasi eine naturgesetzmäßige Verbindung gewesen. Fürs Arbeiten Geld zu bekommen, war zumeist den Männern vorbehalten. Dann kam lange nichts. Und erst danach durften Frauen Geld verdienen. Aber nur, wenn ihr Ehegatte es ihnen auch schriftlich erlaubte.

Die Arbeit im Krankenhaus hingegen war vor allen Dingen ihre großdeutsche Pflicht gewesen.

So hatte man es ihr beigebracht.

Sowohl ihre Eltern als auch ihre Geschwister waren dieser Überzeugung gewesen. Wenn die Familie etwas vorschrieb, dann galt es, dies auch zu tun. Während der alte Jodokus im Gschnitztal sein Bauerndasein während der Herrschaft der Nazis durchaus positiv auszunutzen wusste, war die junge Maria aus dem Stubaital nur darum bemüht gewesen, nicht den Lebenswillen und ihren Glauben zu verlieren. Auch ihrem Enkelsohn Theo gegenüber hatte sie noch oft davon erzählt, wie schwer diese schlimme Zeit damals gewesen war.

Nach dem Krieg heiratete Maria den ältesten Sohn der Oberhammer-Familie, Josef, aus der dörflichen Nachbarschaft. Maria war verliebt gewesen. Josef war vor allem froh gewesen, doch noch „eine abgekiegt zu haben“. Als endlich verheiratete Frau Oberhammer hatte es Maria kaum noch erwarten können, schwanger zu werden.

Nach der vierten Fehlgeburt hintereinander hatte Josef ihr vorgeworfen, dass es ihre Schuld sei, dass sie noch immer nicht Eltern geworden waren und dass die Nachbarn schon über sie reden würden. All dies schien vergessen zu sein, als die kleine Antonia 1952 das Licht der Welt erblickte. Das fröhliche Mädchen sollte für viele Jahre der Mittelpunkt im Leben Marias werden. Zusammen mit ihrem Bruder, dem kleinen Walter, der es erst nach zwei weiteren Fehlgeburten geschafft hatte, doch noch geboren zu werden.

Josef arbeitete an der Mautstelle in Schönberg, wo der Verkehr der großen weiten Welt – vor allem natürlich aus der Landeshauptstadt – immer wieder den Weg ins bukolische Stubaital suchte. Währenddessen umsorgte Maria ihre Kinder und ihre Gäste, die seit Ende der 1950er Jahre regelmäßig ihre Sommerfrische in Mieders bei den Oberhammers genossen. Vor allem in den 1960er Jahren hatte Maria Arbeitstage von mindestens fünfzehn Stunden gehabt. Jeden Tag. Jede Woche. Jeden Monat. Jedes Jahr. Der kleinen Toni und ihrem Brüderchen Walter sollte es an nichts fehlen. Wenn man davon absah, dass ihnen der Vater fehlte, der seine Rolle pflichterfüllt herunterspulte, indem er Essen auf den Tisch brachte.

Sonst passierte nicht sonderlich viel.

So erlebte Antonia eine Kindheit und Jugend wie die meisten Kinder ihrer Generation: vor dem Hintergrund der großen nationalen Verdrängung der Geschichte. Eine Verdrängung, die dafür sorgte, dass zur fröhlichen Schlagermusik im Swing-Jazz-Rhythmus zahlloser Heimatfilme kollektiv gewippt wurde und danach die Felder bestellt und die Gäste bedient wurden, während Josef das Geld nach Hause brachte und Maria das Besitztum ihres Mannes war. Wenn sie sich ordentlich aufführte, dann ging es ihr auch gut. Nach diesem Motto waren so gut wie alle Familien errichtet worden.

Auf dem Boden der Tradition.

Weil sich das so gehörte.

Walter sollte später eine gute Tischlerausbildung in Fulpmes erhalten. Antonia durfte nach dem Besuch der Haushaltungsschule sogar arbeiten gehen. Aber nur ausnahmsweise! Bis sie einen richtigen Mann finden würde. Sie arbeitete halt als

Zimmermädchen, denn zu mehr waren Töchter nicht in der Lage. Zumindest nicht der Ansicht ihrer Väter nach. Ausbildung machte schließlich nur Sinn, wenn man danach nicht von der Sorge um Kinder abgelenkt werden würde. Und diese Sorge oblag naturgemäß der Frau. Also konzentrierte man sich auf die Ausbildung der Söhne.

Im Pausenhof kann man dazugehören. Mit einer Kippe im Mund. Das scheint mir der einzige Reifeprozess hin zu unserer Scheißreifeprüfung zu sein.

Wer raucht, ist cool.

Wer raucht, kann dazugehören.

Egal, wie wenig er dazugehört.

Ich stehe an meiner üblichen Ecke und ziehe an meiner Zigarette, die mir als Brücke dient. Zwischen Trigonometrie, die ich immer noch nicht ganz gecheckt habe, und Latein, das ich ohne Grammatik wohl nie begreifen werde. Auch wenn ich mich halbwegs erfolgreich bemühe zu verstecken, dass ich nicht sonderlich viel Ahnung habe.

„Servus!“

Ich denke an meinen vorgestern zu Ende gegangenen Silvesterurlaub im Dorf meiner Verwandten zurück, wo einen jeder mit dem Wort „Sklave“ begrüßt.

Indes muss ich einmal mehr feststellen, dass mich das Rauchen leider tatsächlich beruhigt. Vor allem, wenn ich an meine Großmutter denke. Die ihr ganzes Leben lang nie geraucht hat. Die vorgestern zum neunten Mal operiert worden war. Erneut wurden große Ersatzteile aus Metall in sie eingebaut. Als ob sie ein Auto wäre, dessen Abwrackprämie Schritt für Schritt sank.

Operation für Operation.

Mein Großvater war nicht zu Hause gewesen, als der Auftakt für dieses neue Drama begonnen hatte. Er saß in seiner Dorfkneipe und frönte seiner üblichen Strategie, mit dem Drama umzugehen. Da es ja nicht sein Drama war, sondern das Drama seiner Frau. Er trank sich wie üblich ihr Drama hinfert. So einfach war das für ihn. Andere sofften sich das Hässliche schön. Mein Großvater soff sich das Tragische erträglich. Was ihn wieder und wieder schief in der Tür zur Stube stehen ließ, um mit der überbetont konzentrierten Aussprache eines Betrunkenen laut und stolz zu lallen: „Jetzt bin ich wieder da!“ Was meine Großmutter zumeist mit einem milden Lächeln quittierte, weil sie es schon so lange gewöhnt war. Denn die Strategie meines Großvaters hat nicht erst mit dem Krebs meiner Großmutter begonnen.

Es ist erstaunlich. Ich habe noch zehn Minuten, bis meine Lateinstunde beginnt, und alles, was ich mache, ist zu rauchen und über meinen Großvater nachzudenken.

„Hallo, Schönheit!“

Susii ist von der Seite an mich herangeschlichen, steht plötzlich vor mir und begrüßt mich mit ihrem üblichen Kuss links und rechts. Meine Laune bessert sich sofort und ich muss fast lachen, als sie mich wieder mit „Schönheit“ begrüßt.

Denn ich bin keine Schönheit.